... Valérie Junod, Rechtsprofessorin an den Universitäten Genf und Lausanne,
Spezialistin im Gesundheitsrecht

«Ich will wissen – also frage ich»

Daniel Lüthi

Freier Journalist und Fotograf, Medientrainer, Bern

Stille Fragen vorher: Wie sieht eine Rechtsprofessorin aus? Und wie gibt sie sich? Der Versuch, Antworten zu erfinden: diskrete, klassische Kleidung, dazu die vornehme Haltung einer Person, die mehr weiss als andere. Valérie Junod erscheint in der hohen Halle, dem riesigen Lichthof der Unimail in Genf – von ihrer Erscheinung her könnte sie an diesem Sommertag auch eine der vielen internationalen Studentinnen sein: pinkes Trägershirt und lässige Lederjacke; nichts, aber auch gar nichts von Standesdünkel. «Mein Interesse für das Recht ist ein Interesse an der Gesellschaft», sagt sie.

Professorin und Mutter

Ihr Büro im 4. Stock ist versteckt und spartanisch eingerichtet, viel Papier liegt herum, in einfachen Gestellen stehen reihenweise Ordner, die meisten sind rot. «Das sind diejenigen mit Material aus der Forschung», erklärt Junod. Und wie immer, wenn sie spricht, sprechen mit viel Ausdruck auch ihre grossen braunen Augen. Dass sie, wie ihr Vater, Juristin werden will, war in ihrer Laufbahn bald einmal klar. Zuerst wollte sie sich dem Bankenrecht widmen, dann spezialisierte sie sich aber auf medizinische Themen. «Um Medizin zu studieren,

war ich nicht mutig genug», sagt sie nur halb im Witz. Ihre Doktorarbeit widmete sie den klinischen Versuchen; als Mitglied der nationalen Ethikkommission beschäftigt sie sich beispielsweise mit In-vitro-Fertilisation oder dem Arztgeheimnis im Strafvollzug. «Auch Strafgefangene haben ein Recht auf dieses Geheimnis», ist sie überzeugt, und sehr bald wird klar, dass ethische Aspekte in ihren juristischen Abwägungen immer eine Rolle spielen.

Im Blick hat sie vor allem das Individuum. «Die Rechte des und der Einzelnen haben für mich einen hohen Stellenwert», erklärt Junod, «so gesehen vertrete ich eine liberale Haltung.» Parteipolitisch sei sie nicht aktiv, sagt sie, sie liefere den Politikern bloss Entscheidungsgrundlagen. Leitlinie sei für sie die freie Entscheidung, aber auch die Verantwortung des Individuums – bei Themen wie beispielsweise der Präimplantationsdiagnostik, den genetischen Analysen oder der Sterbehilfe. Auch sei es wichtig, dass sich der Staat nicht allzu sehr in administrative Belange der Gesundheitsökonomie einmische.

«Ich will die nötigen Grundlagen, damit ich entscheiden kann.»

«Aus meiner Sicht geht es in der Gesetzgebung vor allem aber darum, besonders verletzbare Bevölkerungsgruppen zu schützen – Migrantinnen und Migranten, alte Leute, Kinder», erklärt sie. Ein spezieller Punkt. Denn die Rechtsprofessorin, die spezialisiert ist auf Fragen des Gesundheitswesens, ist selber Mutter von zwei Kindern. Der Sohn ist fünfjährig, die Tochter noch ein Baby. Mit und dank ihnen erlebt die Mutter das, was sie als spezialisierte Expertin an zwei Universitäten lehrt und erforscht, immer wieder auch aus der Perspektive einer Betroffenen.

Den Dialog ernst nehmen

Grundsätzlich sind ihre aktuellen Erfahrungen mit Ärztinnen und Ärzten positiv. «In der Regel richten sie sich hier in der Schweiz nach ihren Patientinnen und Patienten, es gibt eine Beziehung und einen Dialog.» In den USA, wo sie einige Zeit arbeitete, habe sie das Gesundheitssystem als «automatisiert», weniger menschlich erlebt; ein Rezept erhalte man beispielsweise auch im Supermarkt. Den erwähnten Dialog nimmt sie hierzulande denn auch sehr ernst – und sie fordert ihre Rechte ein. «Ich verlange Kopien von Briefen oder Laborresultate, damit ich mir selber ein Bild machen kann. Ich will die nötigen Grundlagen, damit ich entscheiden kann.» In der Fachsprache heisst dies «informed consent», «Einwilligung nach erfolgter Aufklärung».

Valérie Junod

Prof. Dr. iur. Valérie Junod wurde am Silvester 1973 in Genf geboren. Ihr Studium der Jurisprudenz an der Universität Genf schloss sie 1995 mit dem Lizenziat ab. An den Universitäten von Pennsylvania und Stanford in den USA setzte sie ihre Studien fort. Ihre Doktorarbeit – wieder an der Universität Genf – widmete sie 2004 dem Thema «Klinische Versuche». 1999 bis 2002 arbeitete sie in einem Advokaturbüro in Genf, im Sommer 2005 im juristischen Dienst der UNO in New York. Seit 2008 ist sie Professorin an der Universität Lausanne, seit 2010 auch Professorin an der Universität Genf. Sie ist Spezialistin in den Gebieten Heilmitelrecht, biomedizinisches Recht und rechtliche Aspekte der öffentlichen Gesundheit. Valérie Junod ist ledig. Sie lebt mit ihrem Partner und ihren beiden Kindern in Genf.

Leider würden sich zu viele Patientinnen und Patienten nicht darauf berufen und den Arzt einfach machen lassen. «Aber die Medizin ist keine exakte Wissenschaft», erklärt sie, «eine Ärztin hat vielleicht andere Vorlieben, ein anderes Wertesystem als ich, deshalb gibt es meistens Spielraum.» Mit Misstrauen habe ihre Haltung nichts zu tun, fügt sie bei, sie respektiere die Erfahrung und Kompetenz ihres Gegenübers durchaus, «aber blind vertraue ich sicher nicht. Ich bin für meine Gesundheit und diejenige meiner Kinder verantwortlich, deshalb interessiere ich mich, deshalb überprüfe ich. Ich will wissen – also frage ich.» Und manchmal wehrt sie sich auch. Nicht juristisch, sondern ganz menschlich, natürlich. «Schliesslich geht es um meinen Körper, oder denjenigen meiner Kinder», sagt sie. «So einfach ist das», sagen ihre Augen. Und sie lächelt. «Wenn ein Arzt seine Autorität durch meine Fragen untergraben sieht, ist er selber schuld. Die Zeit der paternalistischen Medizin ist vorbei. Götter in Weiss gibt es vor allem deshalb noch, weil es noch zu viele Patienten gibt, die sie dazu machen.»

Es brauche mehr Interesse, nicht mehr Gesetze. «Vieles ist in der Schweiz überreguliert», ist Junod überzeugt, «in den vergangenen 20 Jahren haben wir die Anzahl unserer Gesetze verdoppelt.» Ein negatives Beispiel aus dem Gesundheitswesen ist für sie die Regulierung des Methadon-Bezuges: «Es ist nicht einsichtig, warum ein Arzt eine Bewilligung des Kantonsarztes, also des Staates, benötigt, wenn er es für richtig hält, einem Heroinabhängigen Methadon zu verschreiben.»

Die Sache mit den Kosten

Eines ihrer Spezialgebiete ist die «Polypragmasie». Valérie Junod definiert den Begriff so: «In der Schweiz

sind damit therapeutische Massnahmen gemeint, die ein Arzt angeordnet hat, die aber über das hinausgehen, was dem Interesse des Patienten entspricht und die Forderung nach einer wirksamen und wirtschaftlichen Medizin erfüllt.» In diesem Bereich könnten die Versicherungen durchaus eine positive limitierende Rolle spielen und von den Ärzten zurückverlangen, was sie an Kosten zu viel veranlasst hätten. «Bloss: Die Kassen machen das zu brutal, zu mechanisch und zu wenig transparent. Die Ärzte verstehen das System nicht – und ich übrigens auch nicht, zumindest was die Statistik angeht, die ihm zugrunde liegt.» Der Toleranzbereich müsste nach oben korrigiert werden, ist Junod überzeugt, 30 Prozent seien zu wenig.

«Manche Ärzte verdienen eindeutig zu viel.»

Apropos Kosten: «Hohe Qualität ist teuer», sagt die Rechtsprofessorin, die sich auch für ökonomische Aspekte interessiert, darunter Auswege aus der Kostenspirale. «Manche Ärzte, insbesondere Spezialisten, verdienen eindeutig zu viel. Ein höheres Einkommen als das des bestbezahlten Professors in der Schweiz ist doch nicht nötig, oder?» Konkret? «200 000 bis 250 000 Franken netto pro Jahr sind genug – vor dem Abzug der Steuern notabene.» Valérie Junod steht nicht nur konkreten Fragen gelassen gegenüber, sondern offensichtlich auch konkreten Antworten. Ein weiteres Beispiel dafür ist ihre Replik auf die Frage, wie dieses Einkommen denn limitiert werden könnte: «Vieles würde einfacher, wenn Ärztinnen und Ärzte Staatsangestellte wären – mit einem fixen Salär und klaren Qualitätsindikatoren. Das Risiko von übertriebenen oder unnötigen Leistungen würde so kleiner, und die Bürokratie für die Ärzte auch. Gleich zweimal könnten so höchstwahrscheinlich Kosten gesenkt werden.» Und wieder ergänzen ihre Augen: «Es wäre doch ganz einfach, oder?»

Ärzte als Angeklagte

Ein weiteres Rechtsthema in der Medizin: der Respekt der Ärzteschaft vor drohenden Haftpflichtfällen. «Diese Angst ist unberechtigt», ist Rechtsprofessorin Junod

überzeugt. «Statistisch gesehen gibt es sehr wenige solche Prozesse. Und wenn auch: Ein Prozess vor Gericht ist noch lange keine Verurteilung. Sondern ein Prozess der Wahrheitssuche. Man will zum Beispiel wissen: War es ein Unfall? Oder ein Zufall? Für einen Patienten ist ein solcher Prozess oft die einzige Möglichkeit, etwas zu verstehen.» In aller Regel gingen Ärzte auch als Gewinner aus solchen Prozessen hinaus. Bloss: «Viele wollen sich an der Suche nach Antworten leider gar nicht erst beteiligen. Die Zeit vor Gericht betrachten sie als verlorene Zeit.» Und sie? War sie selber auch schon Angeklagte? «Nein, zum Glück nicht», sagt sie, «niemand steht gerne im Verdacht, etwas falsch gemacht zu haben. Im Übrigen hat ein Fehler bei einem Arzt ganz andere Konsequenzen, als wenn ich meinen Studenten etwas Falsches erzähle.»

Ihre Studenten, ihre Forschung und ihre Familie sind ihr Leben. Hobbys haben da keinen Platz, und der Tag ist eigentlich immer zu kurz. «Alles, was ich mache, mache ich mit Leidenschaft. Deshalb möchte ich mehr arbeiten, und gleichzeitig möchte ich auch mehr Zeit für meine Kinder», lacht sie. Zum Glück ermögliche ihr der Stundenplan der Universität viel Flexibilität. So könne sie ihren Sohn manchmal selber zur Schule bringen und dort auch wieder abholen. «Wenn die Kinder schlafen, kann ich zu Hause ja weiterarbeiten.» Jetzt macht sie erst mal Pause. Beziehungsweise: Sie verlagert zusammen mit ihrer Familie den Lebensmittelpunkt ein Jahr lang ins Ausland – ein paar Monate nach Berlin und vorher nach Taiwan. «Dort hat man Erfahrung mit der E-Health-Karte. Mich interessiert, welche.» Auch wird sie sich in Taiwan einem Fonds widmen, der Menschen entschädigt, die Opfer von unerwünschten Medikamenten-Nebenwirkungen geworden sind. Sollte es in der Schweiz dereinst etwas Vergleichbares geben, wird es sicher den Stempel «Junod» tragen.

Die nächste Begegnung mit ...

Am Ende jeden Monats stellt die *Schweizerische Ärztezeitung* eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im September schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Dr. med. Stephanie von Orelli, Cheffärztin der Frauenklinik am Stadtspital Triemli in Zürich.